

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Zflr.) vierteljährlich, 3 Zflr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin

für die

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staatszeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlh. Post-Ämtern.

Literatur des Auslandes.

N^o 13.

Berlin, Montag den 30. Januar

1837.

Frankreich.

Alt-Französische Etikette.

Aus den Memoiren der Marquise von Crequy.

Die Memoiren der Marquise von Crequy, die es als ein besonderes Glück ihres Lebens ansah, daß Ludwig XIV. ihr in ihrer frühesten Jugend mit ausnehmender Gürtlichkeit die Hand geküßt habe^{*)}, und in einer Anmerkung zu dieser Stelle auch erzählt, daß ihr Bonaparte im Jahre XI. der Französischen Republik die gleiche Ehre erwiesen habe, enthalten viele einzelne Züge von Interesse aus dem langen Zeitraum von 1710—1800, den die Verfasserin schildert. Im Ganzen aber scheint doch die Wichtigkeit dieser sieben Bände in Deutschland zu hoch angeschlagen zu seyn, was namentlich von Redactoren einzelner Zeitschriften ausgegangen ist, die immer neue Nahrung für ihr lesehungriges Publikum haben müssen. Ein zweckmäßig angelegter Auszug würde kaum zwei kleine Bände füllen, denn selbst die angenehme Schwabhaftigkeit der Herzogin von Abrantes, welche trotz der großen Bänderzahl ihrer Memoiren viele Leser lange bei denselben festgehalten hat, selbst der Marquise von Crequy, die mitunter eben so langweilig ist, als ein großer Theil der Zeit war, welche sie geschildert hat.

In diese Kategorie gehört nun der größte Theil der Regierung Ludwigs XV. Die vielen genealogischen Erörterungen über die Breteuil's, Talleyrand's, Roban's, Noailles', Tremouille's, über den Hauptstamm und die verschiedenen Nebenäste des Crauyschen Hauses, die durchaus steife und ceremonielle Haltung der Verfasserin, die eigentlich nie jung gewesen zu seyn scheint, ihre präcise Trümmigkeit, die Geschichten von Cartouche und Cagliostro, die Verdammung Voltaire's und seines Atheismus, das Eimerlei des Hofes zu Versailles — alles dies zusammengenommen, vervollständigt nur das uninteressante Bild jenes langweiligen Lebens am Hofe Ludwigs XV. Es ist sehr begreiflich, daß die Etikette des genannten Hofes und das Ceremoniel einen bedeutenden Theil des Buches einnimmt; aber, nach unserem Dafürhalten, nicht zum Vortheil desselben. Denn diese Alt-Französische Etikette, deren Begründer Ludwig XIV. war und die für das ganze übrige Europa von Wichtigkeit gewesen ist, erscheint hier in ihrem Uebergangspunkte aus dem Glanze eines durch äußere Siege und Eroberungen verherrlichten Regentenlebens in die Alltäglichkeit seines Nachfolgers, dem bloß körperliche Schönheit und die Gewohnheit, sich von einem Bourbonnischen Fürsten bederrichten zu lassen, bei seinen Untertanen den Namen des Vielgeliebten verschaffen konnten. Den neuen Geist freilich, der sich neben und unter den Formen der alten Etikette entwickelte, und den unter uns neuerdings J. W. Zinkeisen in seinen Hauptzügen treffend dargestellt hat^{**)}, schämt die alte Frau von Crequy — wenigstens in den ersten Bänden ihres Werkes — nicht geahnet zu haben.

Man glaube übrigens nicht, daß wir den steifen Formen der Etikette ihren Nutzen abirechen wollen. Wie leben sie im Gegenwart, weil sie dem Leben der Großen etwas Würdevolles und Feierliches geben und Anderen Ehrfurcht einflößen, die zugleich es anerkennen müssen, daß auch hohe Personen unverbrüchliche Gesetze des Anstandes über sich annehmen und denselben ihren Willen unterordnen. Dst ist freilich mit diesen Formen ein bloßes Spiel getrieben worden, und übertriebene Anforderungen haben gerade die Fürstliche Hoheit in den Augen der Menge herabgesetzt, wo sie doch bestimmt waren, dieselbe zu erhöhen. Man denke an die Etikette beim Anleiden einer Königin von Frankreich, an die Königlichen Prinzessinnen von Frankreich, die nie allein eine Treppe hinunter oder herauf gehen durften, an das Fest des Stiefelausziehens (débottement) des alten Ludwigs XV., an die Schilderungen der Herzogin von Abrantes vom Spanischen und Portugiesischen Hofe, wo noch am 21. März 1834 Lord Howard de Walden's Auftreten in Stiefeln das höchste Mißfallen erregte und Ferdinand VII. erst in den letzten Jahren seines Lebens zugab, daß auf den Königlichen Landstößen, nicht aber im Palast zu Madrid, weite Beinkleider getragen werden durften. Und welchen Eindruck mußte es auf die im Jahre 1789 obnebin schon gegen den Hof Ludwigs XVI. eingenommenen Reichthümer machen, als ihre Deputation zu Neudon vor den todtten Körper des im Juni dieses Jahres gestorbenen Sohns Ludwigs XVI. geführt

^{*)} Die Worte der Verfasserin selbst dürften nicht ohne Interesse seyn. Le roi me tendit sa main, la paume en-dessous, comme s'il me l'avait offerte pour la baiser; mais ce fut pour la refermer prestement, en soissant la mienne, qu'il daigna porter à ses lèvres et qu'il eût ensuite la bonté, la politesse, la galanterie exquise d'abattre tout doucement et de maintenir baissée le long de ma robe, sans parler, mais assez longtemps, pour me faire comprendre sa volonté, qui fut d'en rester là. T. I. p. 156.

^{**)} In Raumer's histor. Taschenbuch f. 1837. S. 380—386. S. 408 ff.

wurde und der Ober-Ceremonien-Meister sie dem todtten Prinzen anmelde: Monseigneur, voilà une députation des états-généraux.^{*)}

Diese Präsentation führt uns auf die Stellen der Frau von Crequy zurück, welche gerade über die Präsentation am Hofe und das Recht zu derselben sich verbreiten. „Man konnte einfr“, schreibt sie (d. h. zur Zeit Ludwigs XIV.), „am Hofe nicht vorgestellt werden, wenn man nicht im Besitz eines ererbten hohen Ranges sich befand, oder Aeltern hatte, die vom Könige entweder wegen ihrer Aemter oder durch die Gunst und das Wohlwollen desselben mit einer besondern Vertraulichkeit beehrt waren. Aber nachdem der Französische Adel so sehr herabgekommen war, wollte Jedermann der Quelle der Gnade sich nähern, und die Gesuche, um vorgestellt zu werden, wurden so häufig, so allgemein und fast immer so lächerlich, daß man Mittel ergreifen mußte, um sie zu beschränken und eine feste Regel einzuführen.“^{**)}

Man muß zur Erklärung dieses Ausfalls wissen, daß Frau von Crequy sich zu einer Zeit, die jedoch von ihr nicht genau bestimmt ist (wie denn die chronologischen Angaben meistens ganz weggelassen sind), böchlich beleidigt fand, daß ein Edelmann aus Anjou, Lejeune de la Fuzonnière, es gewagt hatte, sich den Namen, den Titel und das Wappen der Familie Crequy in Folge alter Ansprüche anzueignen. Die Marquise bot Alles gegen ihn auf, aber die heraldischen Untersuchungen des Hof-Genetogen Eberin lieferten kein für sie günstiges Resultat, bis endlich ihr Sohn, der Marquis von Crequy, die Sache beim Parlamente zu Paris anhängig machte und nach einem vierjährigen Rechtsstreite den Prozeß gewann, wodurch dem Grafen von Crequy dem Jüngeren anbefohlen ward, diesen Namen und das Wappen der Familie abzulegen.

Nachdem sich also die Marquise weitläufig über das Edikt des Königs Ludwigs XV. (unstreitig ist das vom 17. April 1760 gemeint), wonach nur solche Adelige das Recht haben sollten, am Hofe vorgestellt zu werden, die ihren Adel bis zum Jahre 1400 hinaufführen konnten, ausgesprochen und bedauert hat, daß der König mit persönlichen Ausnahmen zu freigebig gewesen sey, fährt sie (p. 126) in folgender Weise fort:

„Heutzutage ist die Ceremonie der Präsentation für die Männer sehr einfach. Der erste Kammerherr vom Dienste nennt sie dem Könige, indem er die Beisehnung ihres Adels nach dem Zeugnisse des Herrn Eberin binzufügt. Seine Majestät neigt darauf etwas das Haupt und sagt ihnen einige Worte über ihre Aeltern, wenn sie die Ehre gehabt haben, dem Könige bekannt gewesen zu seyn. Dann folgen die so Präsentirten dem Könige auf die Jagd und dürfen in den Königlichen Equipagen Platz nehmen (monter dans les carrosses du roi). Ist dies nun geschehen, so darf man am Hofe erscheinen, wenn man will.“ (Schluß folgt.)

Szenen aus Frankreich im März 1815.

Ich weiß nicht, ob es allen Leuten so geht; was mich betrifft, so bekenne ich: Alles, was auf Napoleon Bezug hat, jeder einzelne Umstand, jede Erläuterung über die Zeit, wo er mit seiner mächtigen Persönlichkeit allein den historischen Schauplatz ausfüllte, jeder Beitrag zu seiner Charakteristik interessiert mich aufs Höchste, und meine Wissbegier wird nimmer mde. Man glaube nicht etwa, daß ich den Kaiser liebe; mit nichten! Ich gehöre zu der großen Zahl derjenigen, die es tief empfinden, wie viel Böses er Frankreich gethan hat, die noch viel tiefer empfinden, wie viel Gutes er hätte thun können und nicht gethan hat. Die Ordnung hat er wiederhergestellt, ja, aber im Interesse seiner despotischen Gewalt.

Dreifaches Erz umvanzerte die Krone,
Darunter schluz kein menschlich fühlend Herz!“

Er gehört zu den über die Welt gesandten Gottesgeißeln; Keiner hat Menschenrecht und Menschenwürde verwegener mißhandelt, Keiner hat sie so kaltblütig mit Füßen getreten. Das sind meine Gesinnungen als Patriot; dagegen bekenne ich frei, alle Neigung und Liebe, die eine historische Gestalt dem Künstler abgewinnen kann, die habe ich ihm verdienstermaßen zugewendet. Die Persönlichkeit des Kaisers ist die mächtigste, die imponirendste, die erhabenste und anziehendste, die in neueren Zeiten aufgetreten; die Züge seines Antlitzes, mit dem Stempel der großartigsten Originalität gezeichnet, bewältigen den Geist in andächtiger Anschauung durch die Erinnerung an die mächtigen Thaten,

^{*)} Montgallard Histoire de la France. T. II. p. 38.

^{**)} T. III. p. 121.

womit er seine Zeit und Welt bewegt hat. Umgestürzt ist das Meiste, was sein gewaltiger Degen gegründet, aber sein Andenken wurzelt fest, es lebt unter seinen Zeitgenossen und Nachkommen; es ist populär in der vollsten und wahrsten Bedeutung des Wortes. Bis zum Uebermaß hat man diese Popularität ausgebeutet, man hat sie schände gemißbraucht; aber noch auf lange hin werden die Poeten, wird das Volk, das auf seine eigene Weise der größte Poet ist, sich an diesem Namen erbauen und begeistern. In ihm ist eine reiche Ader poetischen Stoffes für alle Zeiten gegeben. Wer daher vom Kaiser etwas Neues, und war es das Geringste, zu erzählen weiß, dem hebt man begierig und beifällig zu. Jeder kann hierin die Andern nach sich selbst beurtheilen. Aufboten von seinem öffentlichen und Privatleben, Schlagwörter, in denen sein Charakter sich von einer noch ungeübten Seite zeigt, seine offiziellen Reden, Tagesbefehle und Bülletsins, die unwillkürlichen Ergänzungen seiner Gesinnung oder seiner Leidenschaft, die Ausfälle, in denen seine Ungebild und sein Unwille sich Luft machten, wer greift nicht begierig nach jedem Blatt, wo er sich darüber unterrichten kann? — Nur freilich darf dergleichen nicht für einen gaffenden Pöbel dramatisirt, es darf nicht von literarischen Krämeern für das müßige Geschlecht gedankenloser Leser der Leihbibliotheken zugerichtet werden. Doch woran vergreift sich die Industrie nicht, um ihre Kunden zu bedienen!

Ich hoffe, dem Leser wird die Mittheilung einiger wenigen, aber sehr bezeichnenden Thatfachen, zu deren Kenntniß ich gelangt bin, nicht unwillkommen sein. Sie betreffen den Zug des Kaisers durch die Provinz Bourgogne bei seiner Rückkehr von Elba. Er hatte Lyon erreicht, ohne irgend auf ernstlichen Widerstand zu stoßen; der Weg nach Paris war ihm offen; er hatte in Wahrheit Frankreich schon erobert. Von Tage zu Tage sah man in ... (einer ansehnlichen Provinzialstadt der Bourgogne, deren Namen hier verschwiegen bleiben möge) seinem Durchmarich entgegen. Es gab dort einen jungen Mann von angehabener Familie, ausgezeichneten Fähigkeiten, höchst wackeren und ehrenwerthen Gesinnungen, von großer persönlicher Liebeshwürdigkeit; nur ergab er sich einer politischen Exaltation, die alles Maß und alle Vernunft überstieg. Er war ein fanatischer Anhänger Bonaparte's und doch zugleich ein schwärmerischer Freiheitsfreund. Er sah — und wie Viele theilten damals seine Ansicht! — in dem Kaiser den Repräsentanten der Revolution und der Volksfreiheit. In seinem Entzücken über die Kunde von der Rückkehr Napoleon's vermaß er sich, die feindliche Bevölkerung seiner Vaterstadt zu Gunsten des Kaisers aufzuwiegen. In blohem Hals und Kopf, mit wild flatternden Haaren und blitzenden Augen, eine dreifarbige Fahne hoch empor schwingend, so führte er mit einem kleinen Häuflein durch die Straßen, haranguierte die umherstehenden Gruppen, schrie unaufhörlich: *Vive l'empereur!* und war binnen kurzem so heiß, daß er keinen Laut mehr hervorkriegen konnte. Alle Muskeln an seinem Halse schwoilen, sein Gesicht glühte und zuckte; er riß den Mund auf und vermochte das Wort nicht auszusprechen, das Wort: „Es lebe der Kaiser!“ Es war, als wollte er seinen letzten Athem damit aushauchen. Er sah nicht mehr, er hörte nicht mehr. Wie furchtbar, wie gefährlich können solche Naturen werden, die sich in ihrer eigenen Leidenschaftlichkeit verausgaben, die der eigene Eifer gewaltiam überwaltigt: solche fanatisiren den großen Haufen, reißen ihn mit sich fort und führen kopfsüß in den Abgrund der Wildheit und Grausamkeit. An der Spitze einer Grenadier-Compagnie hätte der junge Mann in seiner exaltirten Selbstvergessenheit eine todsprühende Batterie mit dem Bajonnet eskurrirt: in den Straßen der guten Stadt ... brachte er seine Wirkung hervor. Es war kein Element einer Volksbewegung vorhanden; nur Knaben liefen hinter dem Agitator und seiner Fahne her und schrien an seiner Statt, als er nicht mehr schreien konnte. Er in seiner wahnsinnigen Geistesverrückung achtete nicht auf seine Umgebungen; er merkte nicht, wie er allein blieb. Mit hochgeschwungener Fahne stürzte er in die Kathedrale, wo man gerade in Gegenwart vielen Volkes die große Sonntag-Messe feierte; er drängt sich durch die Masse bis zu den vordersten Bänken; da tritt der Präsident des Gerichtshofes der Stadt, ein Mann von festem und mutbigem Charakter, ein handhabter Republikan, dem Jünglinge entgegen: „Mein Herr, Sie lästern Gott und den König.“ — „Es giebt keinen Gott mehr, es giebt keinen König mehr, es giebt nur einen Kaiser!“ — So stürzt er in die Sakristei; da findet er einen Ebernaben: „Knechtlicher Bube, gib mir den Schlüssel zum Glockenturm!“ Der Knabe, voll Mut und Verstand, rüßelt sich nicht und spricht: „Ein Bube bin ich nicht; Du aber bist ein Tyrannen-Knecht!“ — Diese dreiste und entschiedene Antwort erregt den Jüngling zur Bewunderung; er hebt den Knaben in seinen Armen auf, drückt ihn an die Brust und spricht im herzlichsten Tone: „Geh' hin, aus Dir wird einmal ein wackerer Bursche!“ — Wenige Minuten vergingen, und man sah die dreifarbige Fahne über dem Thurme der Kathedrale wehen; einen alten Geistlichen hatte man im Namen der Freiheit gezwungen, sie einzusetzen.

Noch am Tage, ehe dieses vorging, war es zwischen diesem jungen Manne und seinem Vater zu einem heftigen höchst dramatischen Auftritt gekommen. Der Vater war ein Republikan von altem Schrot und Korn, unbegreiflich in seinen Gesinnungen und für seinen König von eben so glühendem Eifer besetzt, wie der Jüngling für seinen Kaiser. Bitten, Vorstellungen, Befehle, Alles bot er auf, den Sohn von seinem Vorhaben abzubringen, ihn nur zu bewegen, daß er sich jeder öffentlichen Darlegung seiner Gesinnungen enthielte. Wie Alles nichts half, trachtete er ihn zuletzt zu überzeugen, daß Bonaparte doch ein Tyrann sey: „Und wenn er tausendmal ein Tyrann wäre“, rief der Sohn in überschaumendem Eifer, „doch müßte man für ihn kämpfen.“ Wie der Alte das vernahm — er war mit großen Schritten im Zimmer auf und abgegangen — trat er vor den Jüngling hin, sein Auge funkelte, seine Lippen zornesbleich bebten vor innerer Bewegung, und mit demnernder Stimme rief er: „Nein, nicht kämpfen für einen Tyrannen; ihn tödten, tödten!“

Am 16. März fuhr der Kaiser in die Stadt ein und rief im

Posthause ab; alsbald füllte sich die Straße mit einer wogenden Volksmasse, die *Vive l'empereur* schrie. Aber es waren nur Leute aus den allerniedrigsten Ständen, — hier und da sah man einen Mann comme il faut, der aber merklich zitterte und zu mehrerer Sicherheit eine tellergroße dreifarbige Kofarde am Hüte trug. Einen Augenblick trat der Kaiser ans Fenster, da verdoppelte sich das Geschrei, die Marktweiber warfen ihm Küsse hinauf und riefen mit ihrem Bourgogneschen Accent: „Eh mon cher ami!“ Beim Anblick dieses Hausens trat der Kaiser verdriesslich zurück und sprach: „Giebt es denn nur Welt in Lathen hier?“ — Offendar entmuthigte ihn die Erfahrung, die er auf seinem Wege von Cannes her öfters gemacht hatte, und die sich ihm hier aufs neue bestätigte, daß seine Rückkehr nicht sowohl ein nationales Ereigniß sey, als vielmehr ein populäres in der engsten und schlechtesten Bedeutung des Wortes. Wenige Tage zuvor hatte er den Kventiern beim Abschiede zugerufen: „Lyonnais, je vous aime!“ Dem Volke von ... that er die Ehre nicht an. Er hielt es so vieler Komplimente und Umstände nicht werth.

Gleich nachdem er im Posthause abgestiegen, ließ er den Magistrat und die angesehensten Einwohner der Stadt zu sich bescheiden. Man brachte deren so viel zusammen, als man nur in der Geschwindigkeit konnte; in aller Eile und doch höchst ungern folgten sie dem Ruf. Untermweges traf die Deputation auf den Friedensrichter, der gerade vom seinem Landgute zurückkam. Der Friedensrichter war ein verlässiger, gewitziger Mann, von viel Geschick und Geistesgegenwart, aber so wenig wissenschaftlich gebildet, daß er kaum vier zusammenhängende Worte in gutem Französisch herausbringen konnte. Als er vom Pferde stieg, war er vom schnellen Ritt über und über mit Roth bespritzt. Die Herren Kollegen baten ihn, er möchte sich ihnen anschließen, vergebens stäubte er sich; er schünte sich in so nachlässigem, überdies unsauber gewordenem Anzug dem Kaiser unmöglich vorzustellen. „Ach was“, sprach der Herr, der an der Spitze der Deputation stand, „kommen Sie nur mit, es ist gut genug für ihn!“ — Der Friedensrichter ließ sich zureden und ging mit seinen Kollegen; — und das war ihr Glück.

Man führte die Deputation beim Kaiser ein; an ihrer Spitze war der Präsident des Gerichtshofes, derselbe Mann, welcher in der Kathedrale dem exaltirten Jünglinge so ehrenvoll entgegengetreten war. Der Kaiser fühlte sich gedrungen, die Gründe, warum er wiedergekommen sey, zu erklären und alle Einwendungen vorweg abzuschneiden; er ergriff daher zuerst das Wort und richtete es an den Präsidenten. Dieser, so ehrenwerth und charakterfest er seyn mochte, besaß doch so gut als gar keine Beredsamkeit. Er setzte sich ganz über alles Ceremoniel hinweg, ließ die Reden: *Sire* und *Eure Majestät* ganz bei Seite und erwiderte nur die wenigen Worte: „Aber Sie haben abgedankt!“ — Der Kaiser war erschaut; er stellte ihm weiter vor, daß die Abdankung nur durch Gewalt von ihm erzwungen worden, somit nach allem Recht ungültig sey; der Präsident verlor die Fassung nicht, erwiderte: „Aber Sie haben einmal abgedankt.“ Man weiß, wie Napoleon zu diesem verstand; er ließ sich's nicht verdriessen, seinen Beweis noch einmal mit stärkeren Gründen zu wiederholen; er setzte dem Redner mit der unwiderstehlichen Schärfe seiner Dialektik zu, aber dieser zog sich zum dritten Male hinter sein einziges und alleiniges Argument zurück: „Es steht gleichwohl nicht zu leugnen, daß Sie abgedankt haben.“ — Da verlor der Kaiser vor dieser dargynädischen und müßigen lateinischen Kluge die Geduld und lehrte dem Sprecher mit den Worten den Rücken: „Lassen Sie mich zufrieden, vous n'êtes qu'une bête.“ Darauf wandte er sich zu dem Maire, der ehemals Advokat gewesen und mit seiner Person sehr verlegen dastand; er fuhr ihn an: „Ich muß Ihnen meine große Unzufriedenheit zu erkennen geben; warum geben Sie nur mit Adeligen um, was soll das heißen? Sie taugen höchstens zu einem Rabulisten von einem Procurator.“ So sprach er und riß mit einer heftigen Bewegung dem erschrockenen Manne seine Schärpe ab; darauf herrschte er mit strenger Miene und Haltung den Abgeordneten zu: „Entfernen Sie sich, meine Herren!“ — Das ließ sich die Deputation nicht zweimal sagen. Sie war mehr tod als lebendig. Sie zogen sich verbeugend an der Person des Exaltirten vorüber und bemähten sich, *Vive l'empereur!* zu rufen. Aber vor Angst blieben ihnen die Laute stecken. Es war ihnen nach so ungnädigem Empfang gar übel zu Muthe. Sie besorgten, der Kaiser würde sie von seinen alten, furchtbaren Schnurrbärten, die er von Elba mitgebracht, packen und erschleßen lassen; mindestens glaubten sie, ins tiefste Loch geworfen zu werden. Dies suchten sie nun durch Bezeugungen des Enthusiasmus abzuwenden, die so komisch herauskamen, daß der Born des Kaisers in ein Lächeln überging.

Der Friedensrichter, der lieber einen stummen Zeugen des Auftrittes abgegeben, sammelte indeß seine Gedanken, wie er den Sturm wohl abwenden und das Uebel möglichst wieder gut machen könne. Seine Geistesgegenwart half ihm geschickt heraus. Er blieb vor dem Kaiser stehen und apostrophirte ihn: „Großer Monarch!“ Bei diesem Vorwort sah man Napoleon's Stirn sich glätten, und er hörte die Rede des Mannes gnädig bis ans Ende; sie war ganz und gar für den Augenblick und nicht ohne Takt improvisirt, nicht kriechend, nicht allzu schmeichlerisch und durch des Himmels Luthum sogar ziemlich gut Französisch. „A la bonne heure“, rief der Kaiser, „so lasse ich gern mit mir reden.“ Kurz, der Friedensrichter sprach mit dem ausgezeichnetsten Erfolg, und seine Kollegen, die währenddessen unter Zittern und Zagen im Vorzimmer gewartet, fielen mit Danksgungen und Glückwünschungen über ihn her. Aber die Welt geht ihren Lauf. Vier Monate später denunzirten sie ihn als einen Bonapartisten und jagten ihn von seinem Hüte. „Der Bösewicht“, sagten sie, „er hat ihn grand Monarque geheißen.“

Der oben erwähnte junge Mann mit der Fahne wurde dem Kaiser aufs dringendste empfohlen; man bat für ihn um das Kreuz der Ehrenlegion, zum Lohn dessen, was er für des Kaisers Sache gethan. Napoleon war nicht dazu zu bewegen, er schlug es rund ab und wies

alle weitere Verwendungen mit folgenden charakteristischen Worten zurück: „Man soll mir nicht mehr davon sprechen, ich mag solche feuerfangende Köpfe nicht.“ — Der Despoten-Instinkt sprach aus ihm und sprach richtig. Solche Köpfe beugen sich dem passiven Gehorsam nicht; Napoleon fürchtete sie. Der junge Mann wurde nach der Rückkehr der Bourbonen zum Tode verurteilt; es war sein Glück, daß er entfliehen konnte; damals verzog man nicht so leicht.

Auf seiner Weiterreise von ... ließ der Kaiser in der nächsten Stadt den Maire und Niemand weiter zu sich rufen. Der Maire kam und sprach: „General, ich stelle mich zu Ihren Befehlen.“ Napoleon fuhr ihn lebhaft an: „Warum nennen Sie mich General; ich habe nie aufgehört, Kaiser zu sein, ich bin Kaiser, ich bin als solcher in unabhängiger souveräner Herrschaft über die Insel Elba anerkannt. Kräftig dieses Reiches meiner Souveränität führe ich jetzt Krieg gegen den König von Frankreich; ich komme mit 400 Grenadiern, er hat 400.000 Mann, warum wehrt er sich nicht?“ — Der Maire verbeugte sich und sprach: „Sire, Sie haben mich überzeugt.“ Der vorsichtige Mann hätte sagen können, oder vielmehr er wollte sagen: „Ich unterwerfe mich dem Geiß des Siegers, obwohl ich in ihm immer nur den Souverain der Insel Elba anerkennen darf.“ So sprechend hätte der Mann die herrschende Gesinnung von ganz Frankreich ausgesprochen. (Bibl. Lu.)

Bibliographie.

- Mémoire sur l'instruction secondaire dans le royaume de Prusse. — Von Victor Cousin. Zweite Auflage. 3 Bde.
 Théorie des volcans. — Von de Voland. Pastiercamp. 3 Bde. Straßburg.
 Foë kond ki. — Beschreibung der Buddhistischen Königreiche, von Schi ja bian. Aus dem Chinesischen, von Abel Remusat. 4.
 Examen des questions de Page du monde. — Von Zurichou. 6 Bde.
 Etudes sur l'économie politique. — Von Simone de Siemont. Erster Bd. Straßburg.
 Balderic, Chronique d'Arras et de Cambrai. — Herausgegeben von Le Glav.
 Cours des belles lettres. — Von Bouffon de Mairat. 4; Bde.
 De l'unité: apperçus philosophiques. — 2 Bde. 12 Bde.
 Caractères phénologiques. — Von Vourin. 10 Bde.
 Recueil de mandemens et lettres pastorales. — Von dem Erzbischof von Duxen. Erster Bd. 12 Bde.

R u s s l a n d.

Kaukasische Skizzen, von Marinski.

... Noch war der Ssamur nicht aus seinen Ufern getreten, in dessen Nähe er bereits viele trockene Stellen, die ihn in mehrere Arme theilen, überschweimt, als ich ihn passieren wollte. Ein sehr guter Bekannter aller Dagestänischen Flüsse, würde ich auch diesen mit meinem Pferde durchwatet haben, ohne die Tabackspfeife aus dem Munde zu nehmen; da ich aber auf einem mageren Postpaul saß, so gesteuerte ich, daß ich nicht ohne Gefahr in die schäumenden Wogen des Ssamur hineinsprengte. Man giebt den Reisenden gewöhnlich den Rath, sich nicht umzusetzen, wenn sie durch Wasser passieren, um Schwindel und Furcht zu vermindern: diesem Rath gerade entgegen, liebe ich es, meine Blicke scharf auf die reizendsten Stellen des Stromes zu richten, um die Gefahr durch irgend ein neues Schauspiel zu erkaufen. Und in der That gewährt diese Manier, außer dem Vortheil, seinen Weg zwischen großen Steinen anzufinden, den fremdartigen herrlichen Anblick des Spiels der Wellen und des Lichts. Die rasche Strömung der Bergflüsse reißt Abriaden von Klippen mit sich, und dem geäußerten Blick kommt es vor, als ziehe das ganze Flußbett unter den Füßen des Pferdes hin. Aber die weißen, über moosbewachsenen Felsenlager hinleitenden und springenden Kiesel, mit dem Schaum der Wellen und den kleinen blühenden Fischen und mit dem Widerschein der Sonnenstrahlen, verursachen einen bunten Glanz, den das Auge nicht ertragen kann. Mein Pferd, immer in größere Tiefe gerathend, neigte sich auf die rechte Seite hin, indem sein Instinkt ihm sagte, daß ein scharfer Winkel der Gewalt des Stromes leichter widerstehe, vergeselt, daß mein rechtes Bein sich schon ganz im Wasser befand, während von meinem linken kaum die Ferse benezt war; endlich gerieth der ganze Sattel ins Wasser. Rauschende Wogen heben mich in die Höhe; mein Pferd schwante in Folge seiner Anstrengungen; es gab einen Augenblick, wo ich meine Füße aus den Steigbügeln losmachte und den Strom hinunterblickte, um eine gute Landungsstelle zu entdecken, wiewohl die Hoffnung nicht sehr groß war, in voller Bewaffnung dieser Höhe zu entkommen. Am Ufer selbst vergrößerte sich die Noth; der Ssamur hatte die Aufsicht fortgerissen, und mein Pferd, nachdem es fünfmal versucht hatte, das steile Ufer binanzuspringen, glitt aus, fiel, hätte mich beinahe abgeworfen, und der wild ans Ufer schlagende Strom stürzte und öffnete bereits seinen hungrigen Schlund. — aber umsonst: ich gelangte glücklich aufs Trockene. Ich beidreibe diesen unbedeutenden Vorfall nur deshalb, weil hinter mir her man wohlbeleibter Gefährte ritt, ein Civil-Beamter, bei dessen Anblick, als ich das Wasser aus meinen Stiefeln goß, mich ein wahrhaft Hämmerisches Gelächter ergriff. Man muß gestehen, daß unsere ganze Europäische Tracht durchaus nichts Aesthetisches an sich hat und nichts weniger als malerisch ist, insbesondere in den Bergen, im Angesicht einer wilden Natur, mitten unter Abnoten in ihrem leichten gefälligen Anzuge; — ein kurzer, beschnittener Frack auf der fliegenden Schabracke eines Persischen Rosses; eine wahre Anomalie ist es, das schneidendste Epigramm auf die Geschmacklosigkeit und Unzweckmäßigkeit unserer Kleidungsstücke. Und nun denke man sich in einem solchen Frack eine lange sechs Fuß hohe Figur, furchtsam durch den Fluß reitend und schimpfend auf die Kaukasischen Wege. Nein, es giebt nichts Komischeres. Es gelang mir indessen mit Hilfe des

Bügels, und meinem Gefährten mit Hilfe der Peitsche, das erschöpfte Pferd ans Ufer zu bringen.

„Nun, lieber S.“, sagte ich, „bereiten Sie sich nach den Wasser-Abenteuern auf Land-Abenteuer vor: vor uns liegt ein Wald, die Herberge Tabassaranstischer Räuber. Sie steigen von den Bergen zu den Ufern des Ssamur herab, um unsere Fischereien zu plündern, von wo sie die Gefangenen mit sich nehmen, oder um Karawanen und Reisende zu berauben, aus deren Taschen sie ihre Perlenfischerei und ihre Münzfäule machen. Haben Sie in Derbend den Offizier des topographischen Corps, Tim — ff. gesehen?“

„Ich begegnete ihm unterwegs.“

„Diesen Offizier sängen die Räuber vor zwei Monaten hier auf der nämlichen Stelle.“ Er hatte einen Donischen Kosaken und zwei Führer bei sich. Die Sache begann damit, daß ein ausgemergelter armer Kosaker, sich bis zur Erde blüend, um Erlaubniß bat, hinter dem Kosaken Platz zu nehmen, um durch den Strom zu kommen. Der Offizier erdarmte sich seiner und nahm ihn mit. Noch hatte man nicht fünfzig Schritt zurückgelegt, als etwa zehn Räuber plötzlich aus einem Hinterhalte mit Geschrei hervorprengten, den Bügel des Pferdes, auf dem der Offizier ritt, ergriffen und, bevor dieser sich besinnen konnte, ihn zu Boden rissen, während der hinter dem Kosaken sitzende Kosaker ihn packte und vom Pferde warf; die Führer hatten, wie gewöhnlich, die Waffen fortgeschleudert. Mit gezogenen Kindschalen schleppten die Räuber den Offizier bei Seite und entleideten ihn. Nachdem Pferde und Kleider des Gefangenen vertheilt worden, warf der Ataman (Anführer) ihm einige Lumpen zu, denen freilich kein Archäolog der Welt hätte ansehen können, zu welcher Tracht der Vorzeit sie gehörten. Uebrigens sprach der Ataman, den seine Umgebung Bey nannte, ihm sehr freundlich Mut ein, versicherte ihm, er habe nichts zu fürchten, und bedeckte ihn eine Zeitlang mit seiner Burka (Hilfmantel). „... Nur dreimal“, erzählte der Offizier, „war ich am Rande des Grabes. Aus dem mit Truppen besetzten Walde blinkten Bajonette hervor, und alle Räuber führten mit ihren Kindschalen auf mich los, um, wenn sie überfallen werden sollten, meinen Körper ins Wasser zu werfen. Einer versetzte mir sogar einen Koldenschlag; aber der Ataman nahm sich meiner ernstlich an, wiewohl man sich nicht viel um ihn zu kümmern schien. Glücklicherweise verschwanden die Bajonette, und Alles ward ruhig. Aber jedes Anarren eines Nades, jeder Laut eines Schieres auf der Landstraße erneuerte jene Scenen, und in solcher Todesfurcht verbrachte ich einen ganzen Wintertag. Als es zu dämmern begann, führte der Ataman mich auf die Strafe, zeigte mir ein Dorf, und darauf entfernte sich Alles. Ich lief sporntreich zu meinen Gefährten, die sich beim Dorf-Absteigen befanden und es lange nicht glauben wollten, daß ich meinen Kopf noch auf den Schultern trüge.“ — Das Bemerkenswerthe bei diesem Ereigniß war, daß dieser Offizier, ein guter Zeichner, nach seiner Ankunft in Derbend die Bildnisse von fünf dieser Räuber entwarf, die sich seinem Gedächtniß ganz besonders eingeprägt hatten: die Tataren nannten Jeden bei Namen. Im Ataman erkannten sie einen aus Kubi entflohenen Bey.

„Diese Menschen hat man denn doch wohl eingefangen und hingerichtet?“ fragte mein Gefährte. — „Ei ja, bevor sie aber ihre Strafe erleiden, warten sie nur auf Gelegenheit, um Ihnen noch persönlich ihre Aufwartung zu machen“, antwortete ich, indem ich die Hähne meiner doppelläufigen Flinte untersuchte.

Ich habe es mir zum Geiz gemacht, in Asien niemals ohne gute Waffen zu reisen, und auch keine Ursache gehabt, es zu bereuen. Ein entgegen geballenes Gewehr und ein scharfer Anstand machen auf alle Bergvölker einen ungewöhnlichen Eindruck. Ueberhaupt muß man wissen, daß sie den Tod durchaus nicht lieben und sich zu einem offenen Ueberfall nur dann entschließen, wenn ihre Anzahl oder bessere Bewaffnung ihnen für einen sicheren Erfolg bürgt. Selten wird sich Einer von ihnen an Jemanden wagen, der drei Feuegewehre bei sich führt und Entschlossenheit zeigt, diese in so geringer Entfernung als möglich ihre Schuldigkeit thun zu lassen. Daher sind Waffen in den Bergen unentbehrlich, nicht sowohl um sich gegen Ueberfälle zu verteidigen, als um ihnen zuvor zu kommen. Jedemfalls aber, wenn man von fern verdächtige Leute gewahrt, die uns folgen oder entgegen kommen, so zeige man nicht die mindeste Unruhe, mache sein Gewehr zurecht, greife aber nicht danach und nehme es nicht von der Schulter, bis man sieht, daß Jene es zuerst thun; sonst führt man einen feindlichen Angriff herbei, anstatt ihn zu verhindern. Begegnet man aber Reitern, die das Gewehr quer über den Sattel oder sich liegen haben, so ist es ein Zeichen, daß es Feinde sind, und man hat das vollste Recht, das Nämliche zu thun; halten sie an, berathen sie sich, zerstreuen sie sich nach mehreren Seiten, so ist es ein nicht zu bezweifelndes Merkmal eines beabsichtigten Angriffs; und dann frage Jeder sein Herz — ob er erschlagen oder gefangen sein will; es gilt hier, sich zu ergeben oder auf Leben und Tod zu kämpfen. In letzterem Falle muß man des Spruches gedenken, daß dem Kühnen der Himmel beisteht; nirgends ist dieser so richtig angewendet, als in Asien. Man empfehle sich dem Schutz des Himmels, springe vom Pferde, suche irgend einen Baum, einen Felsen, einen Hügel, hinter welchem man sich bequemer verteidigen kann. In dergleichen nicht vorhanden, so schicke man vom Sattel hinunter; wird das Pferd getödtet, so lege man sich hinter dasselbe, die Hauptsache aber ist, seine Ladung im Noth zu schonen: die eigene Rettung liegt in der Geduld. Ich kenne Beispiele, wo umsichtige Menschen zu Dreien, zu Zweien, ja, sogar einzeln ganze Banden von sich abwehrten, ohne eine Kugel zu versenden. Selten, daß Dagestaner und am wenigsten Räuber sich auf den Säbel einlassen*); dies ist nicht ihre Liebhaberei; geschieht es aber,

* Was hier von den Dagestanern gesagt wird, bezieht sich nicht auch auf Tschetschenen oder auf Tscherkessen. Jeder Volkstamm im Kaukasus hat seine eigene Art, Krieg zu führen und zu rauben, seine eigenen Sitten und Gewohnheiten, seine besonderen Manieren und Tugenden.

(Anmerkung des Verf.)

so müssen wenigstens Bier zusammen seyn. Läßt man sie in einem solchen Falle auf zehn Schritt nahe kommen und idetet einen derselben, so hat man nur noch mit Einem zu thun, denn nach einer dem Muselmanne heiligen Sitte müssen die Kameraden den Leichnam des Erschlagenen forttragen. Drei hat man mithin vom Leibe, und der Vierte ist aufs Höchste verwirret und würde sich schon aus dem Staube gemacht haben, wenn er nicht von allen Seiten mit Feuergebrede bedroht würde. Wer oft in den Bergen war und mit den Bergvölkern nicht nur ihr Brod theilte, sondern auch mit ihnen kämpfte, der wird gewiß mit mir einig seyn, daß Vorsicht auf jedem Schritt, Kühnheit in jeder Gefahr und ein zuverlässiges, jederzeit schußfertiges Gewehr — die besten Leibtrabanten und die sichersten Führer eines durch Asien reisenden Europläers sind.

Mein Reisegefährte war auf festem Lande durchaus kein jagdbarer Mensch, und wir ritten muthig durch die selva selvaggia. Der Frühling belebte freudig das Herz; erquickende Wohlgerüche entstieg dem jungen Grün. Mein Gefährte war, vermuthlich irgend einer schweren Sünde wegen, dazu verurtheilt worden, unaussprechlich zu sprechen; ich aber, der keine so große Schuld auf der Seele hatte, ich gestattete meinen Ohren oft, nicht zu hören, und jedesmal, wenn er, sich entschuldigend, mich bat, ihm aufreichtig zu sagen, ob er mich mit seinen Erzählungen nicht im Nachsinnen störe, hatte ich große Lust, ihm zu antworten — ganz und gar nicht, sabren Sie nur immer fort, ich höre Sie ja doch nicht! Aber nicht vermeiden konnte ich es, seine Verwünschungen des Dagestanschen Sattels zu vernehmen; dieser war ihm entweder nicht tief oder nicht breit genug, auf jeden Fall sah er höchst unbehaglich aus. Er konnte zuletzt die Sattelortur nicht länger ertragen; sein angeborener Scharfsinn brachte ihn auf den Gedanken, daß man sich viel angenehmer in einem Wagen befände, als zu Pferde; er mietete daher die erste Nagaisische Arba (Karren), der wir begegneten, um nach Kuba zu fahren. Ein großes zweischlaffiges Federtissen, welches mein Gefährte immer mit sich führte, ward in die Arba gelegt, in welche er sich nicht ohne Mühe einheimisch machte. Ich warf ihm einen Abschiedsgruß zu und sprengte mit zwei Begleitern auf der mir bekannten Straße vorwärts.

Gegen Sonnenuntergang näherte ich mich Kuba. Dieser Flecken, (ihn Stadt zu nennen, dazu will ich die Sprache nicht mißbrauchen) bietet einen höchst malerischen Anblick dar. Ein waldiges Vorgebirge versinkt plötzlich in einem Wasser, und Kuba erhebt sich wie eine kleine Insel an dem entfernten jenseitigen Ufer. Dies ist übrigens — eine schöne Vorrede zu einem häßlichen Buch. Wer kein Neuling in Asien ist und es nicht in seinem Felleisen durchreißt, dem sind Entzäuberungen freilich etwas Gewöhnliches; und dennoch täuscht keine Stadt wie Kuba, hinsichtlich ihres Rufes sowohl als der Ansicht, die sie darbietet. Man komme nur näher, — einem schmutzigen Flüsschen begegnet man vor einem verfallenen Thor mit stellenweise eingestürzten Mauern und von Dornen umschlungenen Wällen. Im Innern tiefer Schmutz; in diesem Schmutz, der hier nicht das flüchtige, sondern das einzige Element ist, bewegen sich Tataren und Soldaten, Hunde und Kinder. Alles ist flach, schwarz und häßlich; nirgends die Kuppel einer Moschee, nirgends ein hohes Gebäude, das als Leuchtturm dienen könnte. Ich bin überzeugt, das Labyrinth von Kreta hat hier angefangen; da ich aber unglücklicherweise keine Ariadne fand, so verlor ich zwanzig Mal des Tages meinen Weg und wanderte immer um meine Wohnung herum, ohne sie anzufinden. Doch wir wollen geographisch sprechen: Diese berühmte große Stadt des nördlichen Dagestan erfreut sich des seltenen Vorzuges der Kühle; Staub kennt sie nicht, und obgleich sie an 5000 Menschen umschließt, so ist sie dennoch nicht dumpyig. Das Klima ist nur Neulingen verdeclich, aber später sehr erträglich. Die Wälder, von denen Kuba umgeben ist, nehmen die schädlichen Dünste auf und mildern die sengende Hitze des Sommers. Hierbei thun freilich die beschneiten Berge das Ihrige, wegegen sie aber feuchtes Wetter herabsenden. Kuba rühmt sich seiner Teppiche: sie werden in den umliegenden Dörfern verfertigt, stehen aber den Persischen bei weitem nach. Der General Jermoloff gab den dortigen Meistern schöne Europäische Muster, und man kann in der That bis diesen Augenblick in Kuba Teppiche nach Europäischem Geschmack haben, und nicht theuer. Dafür jedoch kauft man statt eines Teppichs die Ueberzugung, wie schwer es ist, Asien umzubilden. Gar nicht zu beschreiben ist es, welchen Wirth war die Tatarische Hand aus unseren Zeichnungen zusammenwirft. Wolle, in zerzaustem Zustande gefärbt, ist bunt durch einander gewebt. Hier prangt eine blaue Rose auf farmoisirten Blättern; dort ist die eine Hälfte einer ursprünglich gleichfarbigen Blume gelb und die andere violett. Das ganze Fabrikat ist grob, schwer und völlig geschmacklos. Nir ist der Kubasche Kohl, mit welchem es Batu und Derbent versorgt, bei weitem lieber.

Bisher befand sich hier der Stab des Apicheronischen Infanterie-Regiments und der Division, zu welcher es gehört. Hier ist auch der Sitz der Verwaltung von Dagestan. Das Regiment lag in dem sogenannten Neuen Kuba, gegen zwölf Werst vom alten entfernt, näher am Meer, am Ufer des Flüsschens Gussari. Die Lage ist reizend; ein Wald von Obstbäumen zieht sich rund umher. Der Weinbau ist schlecht bestellt und daher kein erträglicher Wein zu haben; das Wasser ist so trüb und ungesund, daß es fast nicht zu trinken ist. — Die Gesellschaft? In Trans-Kaukasien darf keine Rede von Gesellschaft seyn, weil sie ganz vom Zufall abhängt. Zwei, drei gute Häuser öffnen sich einem Augenblick, um bald für immer zu verschwinden. Heute geht es hier munter und angenehm zu, morgen wird ein ehrenwerther Beamter an einen anderen Ort versetzt und — dahin sind die freundschaftlichen Unterhaltungen, Promenaden und Tänze.

Mannigfaltiges.

— Politische Gevatterschaften. So möchten wir den Titel des fünfaktigen Lustspiels „La camaraderie“ übersehen, das Herr Scribe so eben auf die Pariser Bühne, und zwar auf das Théâtre français, gebracht hat. Der Tendenz nach, reißt sich dieses Stück an denselben Verfasser „Bertrand und Staton“. Es ist ebenfalls eine sogenannte „politische Komödie“ und hat den gleichen Zweck, auf das nichtige Treiben gewisser Parteimänner und auf das Autorische mancher Volkstreiben hinzuweisen. Der Intrigant, sagt uns Herr Scribe, weiß die einen wie die anderen für sich anzubringen, und solcher Intrigants giebt es nicht etwa hier und da, sondern ganze Gesellschaften, die sich gegenseitig in die Hände arbeiten, die sich Einer den Anderen loben — entweder als Schriftsteller, und dann gehören sie in die Kategorie der literarischen Gevatterschaften (camaraderies littéraires), deren es eben so gut in Berlin und anderen Hauptstädten als in Paris geben soll — oder als Volksbeglucker, Freireisende, Avostel und politische Systemmacher, wie sie in dieser Weise allerdings nur in Paris anzutreffen sind. Das neue Stück des Herrn Scribe spielt darum auch in Paris. Edmond de Varennes ist ein junger ausgezeichnete Advokat, der jedoch kein Glück macht, dessen Reden von den Journalen entlehrt und ohne die üblichen Einschaltungen (Sensation. — Weisfalle-Gemurmel. — Diese Erschütterung unter den Zuhörern u. s. w.) wiedergegeben werden, bloß weil er hieher noch keiner „Camaraderie“ sich angeschlossen hat. Sein Studien-Genosse Dskar Rigant dagegen, ein Geck, der sehr oft die Herren „Kameraden“ bei einem Dejeuner von Austern und Champagner bewirthet, macht entschiedenes Aufsehen in der journalistischen und politischen Welt. Eine Cousine Dskars, Cesarine, die zweite Gemahlin des Grafen von Miremont, Pairs von Frankreich, ist die eigentliche geheime Triebfeder der „Camaraderie“. Sie begünstigt ihren Vetter eben so, als sie den jungen Edmond verfolgt, der einst, als sie noch Gouvernante einer Pensions-Anstalt war, ihre Liebe verschmäht hatte. In dieser Pensions-Anstalt ist auch Agathe, die Tochter des Grafen aus erster Ehe, erzogen, und um sie bewirbt sich der junge Edmond. Der Graf will seine Tochter nur einem Manne von Einfluß, einem Deputirten, geben. Cesarine aber, der Zeus unseres politischen Olymps, der hier Glücksgüter und dort Donnerkeile austheilt, wird schon zu verhindern wissen, daß Edmond gewählt werde. Als dem Ministerium einmal in der Deputirten-Kammer noch vier Stimmen zu einer Maßregel fehlten, durch deren Verwerfung es gestürzt worden wäre, giebt sie ihren Gemahl für gefährlich krank aus. Da nun dieser gleichzeitig mehrere sehr einträgliche Aemter bekleidet, die das Ministerium nach seinem Tode zu vertheilen hat, so stimmen in der Aussicht auf diese Aemter 33 Mitglieder mehr für die ministerielle Maßregel, als früher berechnet worden waren. Die Wahl eines Deputirten für St. Denis soll eben stattfinden. Sämmtliche Mitglieder der „Camaraderie“ bewerben sich darum und kommen überein, erst durch Abstimmung unter sich zu entscheiden, wer die Stelle haben soll. Wunschbar genug, erhält jeder Kandidat nur Eine Stimme, und zwar die, die er sich selbst gegeben hat. Auf Cesarine's Veranlassung entscheidet sich die Gesellschaft jedoch für Dskar Rigant. Cesarine ist eben auch beschäftigt, ihren Gemahl, den Grafen von Miremont, zu bewegen, daß er seinen Einfluß auf die Durchsetzung dieser Wahl verwende, als eine schlaue Freundin Edmond's ihr hinterbringt, daß dieser seit ihrer Verheirathung mit dem Grafen ganz unglücklich sey, weil er sie liebe. Natürlich ändert dies die Sache. Der Graf, der sich in die Volksversammlung begeben will, um für Dskar zu sprechen, wird nunmehr durch einen Kunstgriff seiner Gemahlin zurückgehalten, die ihn eifersüchtig macht, indem sie thut, als wäre ihr Herz für den anwesenden Dskar eingenommen. Der Letztere muß sich nun allein in die Versammlung begeben, und zwar beredet seine Cousine den Hecken, recht viel zu sprechen, was ihn natürlich noch lächerlicher macht in den Augen der Wähler, die unter dem veränderten Einflusse Cesarine's den jungen Edmond zu ihrem Deputirten wählen. Nun kann man sich Cesarine's Enttäuschung denken, als dieser um Agathe's Hand anhält und sie beimführt. Aber auch Edmond wird nicht weniger enttäuscht; denn er glaubt, allein durch seine Rechlichkeit seine Deputirtenstelle erhalten zu haben, aber es zeigt sich jetzt, daß es gerade die von ihm verachtete „Camaraderie“ gewesen, die ihm zu seinem Glücke verholfen hat.

— Macbeth auf Holländisch. Shakespeare ist den Holländern hieher noch ziemlich unbekannt geblieben, und erst vor ungefähr einem Jahr hat Herr Juriaan Meulin, ein in seinem Vaterlande rühmlichst bekannter Literat, den ersten Versuch gemacht, Macbeth zu übersehen. Es kann dies ein neuer Beweis seyn, wie wenig die schweizerische Deutsche Sprache und Literatur von den Holländern gekannt wird; denn unmöglich würden sie, wenn sie von den vielen trefflichen Deutschen Uebersetzungen Shakespeares auch nur Eine gekannt hätten, so lange auf den Genuß verzichtet haben, den ersten dramatischen Dichter auch sich anzueignen. Der Holländischen Sprache ist dadurch die Gelegenheit entzogen worden, ihre Ausdruckswesen und poetischen Wendungen, wie es unsere Mutter Sprache gethan, seitdem Wieuand und Eidenburg zuerst den großen Briten bei uns einheimisch gemacht, vielfach zu bereichern. Herr Juriaan Meulin hat den Macbeth im Verwahrte des Originales wiedergegeben, was ihm auch ziemlich gelungen ist, bis auf einige Härten im Ausdruck, wie z. B. in der dritten Scene des zweiten Actes, wo der Vers „And let us not be slainly of leave-taking“ im Holländischen einen burlesken Anstrich bekommt durch die Uebersetzung: „En laat ons niet verlekert zijn op afscheid.“ Von der Ausnahm, die dieser Versuch beim Publikum findet, wird es abhängen, ob Herr Meulin auch noch einige andere Shakespeare'sche Dramen ins Holländische übersezt.